

Katharina Philipowski und Sonja Zeman

## Wann und wo ist *nû*?

### Literarische Strategien des Präsens-Gebrauchs (am Beispiel des ›Wilhelm von Wenden‹ Ulrichs von Etzenbach)

<https://doi.org/10.1515/bgsl-2022-0004>

**Abstract:** What are the narrative functions of the present tense in medieval narrations? In order to address this question, the paper brings together linguistic observations on tense semantics and a literary analysis of ›Wilhelm von Wenden‹ by Ulrich von Etzenbach. It shows that the present tense can refer to three different kinds of ›now‹, i. e. the ›discourse now‹, the ›story now‹, and the ›recipient's now‹. In all three contexts, the present tense is not used as a narrative tense but rather indicates a speaker's voice commenting on the events. This leads to the hypothesis that the development of the ›narrative present‹ (as common in modern novels) is based on two requirements: The decoupling between the ›discourse now‹ and the diegetic world as well as the decoupling between the author and the fictional instance of the narrator.

Die neuere Literaturtheorie hat sich mit dem Sachverhalt auseinanderzusetzen, dass immer mehr zeitgenössische Erzähltexte durchgehend das Präsens nutzen, um zu erzählen. Das deutschsprachige Mittelalter kennt solche durchgängig im Präsens erzählenden Texte, also solche, die das ›narrative Präsens‹ verwenden, unserem Wissen nach nicht.<sup>1</sup> Was es kennt, ist der punktuelle Gebrauch des Präsens in Texten, die ansonsten nahezu durchgängig im epischen Präteritum abgefasst sind, also ein Präsens, das oft als ›historisches‹ bezeichnet wird, das

---

<sup>1</sup> Vgl. auch Hugo Herchenbach: Das Präsens historicum im Mittelhochdeutschen, Berlin 1911; Bruno Boezinger: Das historische Präsens in der älteren deutschen Sprache, Palo Alto/CA 1912; Sonja Zeman: Vergangenheit als Gegenwart? Zur Diachronie des ›Historischen Präsens‹, in: Petra Vogel (Hg.): Sprachwandel im Neuhochdeutschen, Berlin u. New York 2013 (Jahrbuch der Gesellschaft für germanistische Sprachgeschichte 4), S. 236–256.

---

**Prof. Dr. Katharina Philipowski:** Universität Potsdam, Institut für Germanistik, Am Neuen Palais 10, 14469 Potsdam, Deutschland, E-Mail: Philipowski@uni-potsdam.de

**PD Dr. Sonja Zeman:** LMU München, Institut für Deutsche Philologie, Schellingstraße 3/RG, 80799 München, Deutschland, E-Mail: Sonja.Zeman@lmu.de

sich für das Mittelhochdeutsche jedoch besser als ›punktueller Präsens‹ fassen lässt.

Die Verwendung eines solchen Präsens bildet den Gegenstand dieses Beitrages. Wir verfolgen dabei die Frage, wie sich dieser Tempusgebrauch narratologisch beschreiben lässt und welche Auswirkungen er auf die diegetische Struktur eines Erzähltextes hat.

Diese Frage, mag sie auch schlicht daherkommen, ist eine recht voraussetzungsreiche, erfordert sie doch zwei grundsätzliche Klärungen. Zunächst die nach der ganz allgemeinen Temporalität des Präsens. Was sagt das Präsens über die zeitliche Lagerung einer Aussage überhaupt aus? Außerdem berührt der Versuch, den Präsensgebrauch in Erzähltexten narratologisch zu beschreiben, auch die Frage, ob sich die Funktion von Tempora in narrativen und/oder fiktionalen Texten ändert oder ändern kann. Beides sind nicht nur umfassende und komplexe Fragen, sondern auch solche, die in der Forschung hochgradig umstritten sind.<sup>2</sup> Unsere Überlegungen hierzu können angesichts dessen nur skizzenhaft und vorläufig sein.

## I. Wie gegenwärtig ist das Präsens?

In traditionellen Ansätzen, die davon ausgehen, dass die Funktion des Tempus darin besteht, ein Ereignis in der Zeit zu lokalisieren,<sup>3</sup> wird das Präsens häufig als ›Gegenwartstempus‹ klassifiziert. Eine solche Beschreibung ist allerdings problematisch, da das Präsens bekanntlich gleichermaßen zum Ausdruck von gegenwärtigen, vergangenen und zukünftigen Begebenheiten oder Sachverhalten verwendet werden kann; für vergangene beispielsweise in dem Satz ›Karl der Große wird im Jahre 800 zum Kaiser gekrönt‹, für zukünftige z. B. in dem Satz ›Morgen fahren wir in den Urlaub‹ und für zeitlos gültige wie im Satz ›Die Erde dreht sich um die Sonne‹. Das Präsens ist also nicht auf die Zeitstufe der Gegenwart festgelegt.

In der Sprachwissenschaft ist die Bedeutung des Präsens daher auch alles andere als unumstritten. Dabei stehen sich Ansätze gegenüber, denen zufolge das Präsens »überhaupt keine Bedeutung hat« und daher als »atemporale« Form zu beschreiben wäre<sup>4</sup> und solche, die die Bedeutung des Präsens in Opposition zu den

<sup>2</sup> Vgl. zu einem Überblick über die Diskussion Sonja Zeman: Historisches Präsens und Episches Präteritum, in: Wolf Schmid u. Martin Huber (Hgg.): Grundthemen der Literaturwissenschaft. Erzählen, Berlin u. New York 2017, S. 244–259.

<sup>3</sup> Vgl. u. v. Bernard Comrie: Tense, Cambridge 1985 (Cambridge Textbooks in Linguistics), S. 9.

<sup>4</sup> Beispielsweise Theo Vennemann: Tempora und Zeitrelation im Standarddeutschen, in: Sprachwissenschaft 12 (1987), S. 234–249, hier S. 249.

Past-Tempora als »Nicht-Vergangenheit« einordnen.<sup>5</sup> In beiden Fällen wird von der klassischen temporalen Dreiteilung ›Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft‹ abgesehen und eine abstraktere Bedeutung von Tempus angenommen.

Gänzlich bedeutungslos ist das Präsens allerdings nicht. Als ›deiktische‹ Kategorie hat das Präsens eine verweisende Funktion, die sich insbesondere in Opposition zum Präteritum zeigt. Im Beispiel ›es klingelt an der Tür‹ vs. ›es klingelte an der Tür‹ bezeichnet das Präsens den temporalen Default- bzw. unmarkierten Fall in einer Kommunikationssituation und bezieht sich auf das ›Hier und Jetzt‹ des Sprechers. Elisabeth Leiss schlägt folgende Bestimmung vor:

»Das Präsens ist eigentlich ein Synonym für das anthropozentrische Zeigfeld. Das Präsens schließt die Umwelt des Sprechenden hier und jetzt ein. Die deiktischen Kapazitäten des Präsens bleiben auch bei den Tempora erhalten, die man als PAST-Präsentia und Futur-Präsentia bezeichnen könnte.«<sup>6</sup>

Das heißt: Seine Bedeutung ist offenbar nicht nur zeitlich, sondern auch räumlich, suggeriert es doch eine Umwelt, auf die gedeutet werden kann. Damit drückt es in jeder Verwendung stets eine deiktische Nähe aus. Diese referentielle Nähe unterscheidet das Präsens vom Präteritum. Was unter der Opposition von Nähe und Distanz zu verstehen ist, wird deutlich in einem Vergleich mit den Lokaladverbien ›hier‹ und ›dort‹. ›Hier‹ bezeichnet eine unmittelbare Nähe, die es dem Sprecher erlaubt, in der Situation auf das jeweilige Referenzobjekt zu zeigen. ›Dort‹ dagegen öffnet eine Distanzrelation: Das Referenzobjekt ist nicht ›hier‹, in der unmittelbaren Nähe des Sprechers, sondern ›dort‹, also außerhalb seines Referenzsystems. Dabei ist es wichtig zu sehen, dass die Wahl der Bezeichnung – ›hier‹ oder ›dort‹ – nicht durch die außersprachliche Situation bestimmt wird: Das gleiche Referenzobjekt kann sowohl mit ›hier‹ als auch mit ›dort‹ bezeichnet werden (›Schau, hier / dort ist das Buch!‹). Die Wahl geht aber mit einem Bedeutungsunterschied einher. Die Bezeichnungen zeigen an, wie der Hörer sich die Situation vorzustellen hat und in welcher Relation der Sprecher sich zum bezeichneten Referenzobjekt positioniert. Übertragen auf die Bedeutung der Tempora bedeutet das: Auch durch Tempora geben Sprecher eine Anweisung, wie die jeweilige Situation vom Hörer ›gesehen‹ werden soll – im Referenzsystem des Sprechers (bzw. Erzählers) oder außerhalb. Mit dem Präsens verortet der

<sup>5</sup> Vgl. zu den Argumenten Britt-Marie Ek: Das deutsche Präsens. Tempus der Nichtvergangenheit, Stockholm 1996 (Lunder germanistische Forschungen 59).

<sup>6</sup> Elisabeth Leiss: Die Verbalkategorien des Deutschen. Ein Beitrag zur Theorie der sprachlichen Kategorisierung, Berlin u. New York 1992 (Studia Linguistica Germanica 31), S. 244 f., Sperrungen des Originals aufgehoben.

Sprecher sich und das bezeichnete Ereignis in einem gemeinsamen Referenzrahmen; mit dem Präteritum wird dagegen angezeigt, dass das bezeichnete Ereignis nicht in diesem gemeinsamen Referenzrahmen zu verorten ist, sondern außerhalb. Diese Unterscheidung von Nähe und Distanz wird in vielen Arbeiten als Grundopposition der Tempus-Kategorie gesehen.<sup>7</sup> In dieser Tradition steht auch die sprachwissenschaftliche Unterteilung in zwei (statt drei) Tempus-Gruppen, deren ›Grundtempora‹ das Präsens und das Präteritum sind.<sup>8</sup>

Dass Tempora ein Ereignis nicht einem spezifischen Zeitpunkt zuordnen, sondern es in eine temporale Relation zu einem Bezugspunkt setzen, der zwar mit der aktuellen Sprechzeit zusammenfallen kann, aber nicht notwendigerweise muss,<sup>9</sup> bedeutet, dass Tempora ein Verbalereignis nicht lokalisieren, sondern es hinsichtlich seiner temporalen Situierung perspektivieren. Für die Beschreibung der Tempora ist damit nicht nur die Relation zwischen dem jeweiligen Zeitintervall des Ereignisses und der Sprechzeit relevant, sondern noch ein drittes Zeitintervall, von dem aus das Ereignis betrachtet wird.<sup>10</sup> In einem Satz wie ›Karl der Große wird im Jahre 800 zum Kaiser gekrönt‹ wäre das neben dem Zeitraum der Krönung ›im Jahre 800‹ (Ereigniszeit E) und der Zeit, zu der der Satz geäußert wird (Sprechzeit S), noch eine dritte Betracht- bzw. Referenzzeit (R). Diese Referenzzeit wird in vielen Ansätzen als eine Art Perspektivenpunkt interpretiert. Gottfried Marschall zum Beispiel vergleicht die Funktion der Tempora mit dem Aufstellen einer Kamera, die das Bezugsfeld zwischen Ereignis, Sprecher und Hörer festlegt, wobei die Grundopposition darin besteht, dass die Sprechzeit mit dem Betrachtstandort zusammenfallen kann oder nicht.<sup>11</sup>

Das Präsens in einem Beispielsatz wie ›Es klingelt an der Tür‹ bezeichnet so betrachtet

»eine Konstellation, bei der sich Ereigniszeit, Sprechzeit und Referenzzeit überlappen. Der Unterschied zum Präteritum [...] besteht nun nicht vornehmlich darin, dass ein Ereignis vor dem Sprechzeitpunkt ›lokalisiert‹ wird, sondern dass der Perspektivenpunkt, von dem

7 Vgl. bspw. Rolf Thieroff u. Joachim Ballweg (Hgg.): *Tense Systems in European Languages*, Tübingen 1994 (Linguistische Arbeiten 308). Hier wird für die Tempussysteme verschiedener europäischer Sprachen die Grundopposition ›Nähe‹ vs. ›Distanz‹ angesetzt. Die Grundopposition zeigt sich auch in der Sprachgeschichte: Hat eine Sprache ein minimales Tempussystem mit nur zwei Tempora, drücken diese eine Opposition ›nah‹ vs. ›fern‹ aus.

8 Vgl. u. a. Harald Weinrich: *Tempus. Besprochene und erzählte Welt*, Stuttgart [1964] 2001; Catherine Fabricius-Hansen: [Art.] *Das Verb*, in: DUDEN, 2006, § 718.

9 Vgl. Zeman [Anm. 2], S. 246.

10 Vgl. Hans Reichenbach: *Elements of symbolic logic*, New York 1947.

11 Gottfried R. Marschall: Die Bedeutung des Referenz- und Betrachtpunktes für die Semantik deutscher Tempora, in: Hervé Quintin [u. a.] (Hgg.): *Temporale Bedeutungen. Temporale Relationen*, Tübingen 1997 (Eurogermanistik 11), S. 9–22.

aus das Ereignis betrachtet wird, deiktisch verlagert [...] bzw. [...] ›geshifet‹ wird. Das Ereignis wird damit von einem zweiten Referenzpunkt aus betrachtet, der nicht mit dem der ursprünglichen Sprecher-Origo zusammenfällt.«<sup>12</sup>

In diesem Sinn sieht auch Grewendorf das Präsens als »Tempus der Simultaneität«, »dessen temporale Funktion allein darin besteht, einen Vorgang als simultan (im Sinne von überlappend mit einer vorgegebenen Betrachtzeit zu lokalisieren.«<sup>13</sup>

Eine solche Betrachtung ist auch für die Verwendung des Präsens in Erzähltexten weiterführend, denn gerade dort bleibt eine Beschreibung als ›Gegenwartstempus‹ unzureichend. Einerseits kann in schriftlichen (also für den Wiedergebrauch und eine zerdehnte Kommunikationssituation konzipierten) Erzähltexten – anders als in einer Face-to-Face-Kommunikation – ein Verweis auf ›die Gegenwart‹ nicht wörtlich gemeint sein. Andererseits setzt die Narration (mindestens) zwei unterschiedliche Zeitebenen voraus: die Zeitebene des Erzählens und die des Erzählten. ›Gegenwart‹ kann sich damit sowohl auf das Jetzt der Diegese beziehen als auch auf das aktuelle Jetzt des Erzählers.<sup>14</sup> In Erzähltexten gibt es also nicht ›eine Gegenwart‹. Denn »[i]n der Tat zeichnet sich das Erzählen durch das Vorhandensein zweier raumzeitlicher Koordinatensysteme aus, demjenigen des vermittelten Geschehens und demjenigen der Vermittlung dieses Geschehens.«<sup>15</sup>

»Sprachlich greifbar wird die Relation zwischen den beiden in einem Erzähltext manifesten raum-zeitlichen Koordinatensystemen darin, dass ihnen ein je spezifisches Tempus zukommt: Bezieht sich der Erzähler auf das von ihm vermittelte Geschehen, so verwendet er das Präteritum, bezieht er sich hingegen auf den Vermittlungsvorgang, so benutzt er das Präsens.«<sup>16</sup>

Betrachtet man den Gebrauch der Tempora in Erzähltexten, stellt man fest, dass diese zunächst einmal klare Zweiteilung realiter häufig unterbrochen wird. Deutlich wird das im modernen Roman oftmals am durchgängig verwendeten narrativen Präsens, dessen Gebrauch die Grenze zwischen Erzählwelt und erzählter Welt nivelliert. Dieser Gebrauch des Präsens ist dem mittelalterlichen Erzählen fremd. Es finden sich aber punktuelle Verwendungen des Präsens im präteritalen Erzähl-

<sup>12</sup> Zeman [Anm. 2], S. 247.

<sup>13</sup> Günther Grewendorf: Präsens und Perfekt im Deutschen, in: Zeitschrift für Sprachwissenschaft 14/1 (1995), S. 72–90, hier S. 76 [Klammer im Original nicht geschlossen].

<sup>14</sup> Vgl. im Detail Zeman [Anm. 2], S. 246.

<sup>15</sup> Andreas Ohme: Der heterodiegetische Präsensroman – ein Fall von *unreliable narration*?, in: Journal of Literary Theory 12/1 (2018), S. 93–112, hier S. 102, Kursivierungen des Originals aufgehoben. Ohme setzt sich in seinem Forschungsbeitrag allerdings hauptsächlich mit dem Aspekt der Unzuverlässigkeit des Erzählers dieser Erzählform auseinander.

<sup>16</sup> Ohme [Anm. 15], S. 103.

kontext, die die Frage aufwerfen, ob die Tempora in jedem Fall die Distinktion zwischen vermitteltem Geschehen und Vermittlungsvorgang markieren oder ob die Grenze zwischen Diegese und Diskurs auch im Mittelalter bereits durchlässig werden kann.

Die folgenden Beobachtungen werden sich also auf das punktuelle Präsens beziehen, für das es in der Forschung verschiedene Begriffe gibt: Betrachter-Präsens (auch: Präsens tabulare, schilderndes / beschreibendes / deskriptives Präsens, szenisches Präsens, dramatisches Präsens, Präsens des Verweilens, imaginatives Präsens, fiktionales Präsens, visuelles Präsens).<sup>17</sup> Dieses Präsens ist an das deiktische Koordinatensystem eines (realen oder fiktiven) Sprechers gebunden und fingiert eine Simultaneität der Zeit des Erzählers, der Zeit der erzählten Ereignisse und der Rezeptionszeit des Lesers, wobei der Effekt simuliert wird, das Geschehen spiele sich quasi vor den Augen (bzw. Ohren) von Erzähler und Rezipient ab.<sup>18</sup>

Diese Präsensverwendung ist abzugrenzen von einem historischen Präsens ›im engen Sinn‹, wie es in vielen Erzähltraditionen belegt ist, nämlich einem Präsens, das im Wechsel mit dem Präteritum zur Bezeichnung von Ereignisfolgen innerhalb der Diegese verwendet wird (bspw. ›Als er so lag, da sieht er plötzlich‹ ...),<sup>19</sup> und von einem narrativen Präsens, das durchgängig als Erzähltempus verwendet wird, wie es in modernen Romanen vorkommt. Beide Varianten sind in Erzählungen des 11. bis 13. Jahrhunderts nicht systematisch nachweisbar.<sup>20</sup>

---

**17** Vgl. Zeman [Anm. 2], S. 251. Den Begriff des szenischen Präsens bevorzugt Köller: »Die intensivierende Vergegenwärtigungsfunktion des Präsens kann bei logischen, religiösen oder emotionalen Aussagen darin bestehen, dass mit diesen sprechaktmäßig betrachtet zugleich immer auch eine implizite Wahrheitsbehauptung verbunden ist. Diese soll weder chronologisch noch modal eingeschränkt werden, da sie beansprucht, für den jeweiligen Rezipienten einen hohen Grad von Unmittelbarkeit zu haben, die eine distanzierte und rein kontemplative Wahrnehmung natürlich zugunsten einer sehr direkten ausschließt. Das wird insbesondere dann aktuell, wenn sprachliche Mitteilungen von dem Gebrauch des Präteritums in den des Präsens übergehen. In solchen Fällen wird dann auch gern von einem szenischen Präsens gesprochen.« Wilhelm Köller: *Die Zeit im Spiegel der Sprache. Untersuchungen zu den Objektivierungsformen für Zeit in der natürlichen Sprache*, Berlin u. New York 2019 (Studia Linguistica Germanica 135), S. 244, Kursivierungen des Originals aufgehoben.

**18** Vgl. auch Zeman [Anm. 2], S. 251.

**19** Vgl. zur Relevanz der Abgrenzung Zeman [Anm. 1]. Das historische Präsens im engeren Sinn fehlt auch im Homerischen Epos, vgl. zur Diskussion Andreas Willi: *Towards a Grammar of Narrative Voice. From Homeric Pragmatics to Hellenistic Stylistics*, in: Niall Slater (Hg.): *Voice and Voices in Antiquity*, Boston 2017 (Mnemosyne. Supplements 395 / Orality and Literacy in the Ancient World 11), S. 233–259, hier S. 234 mit weiteren Literaturverweisen.

**20** Das schließt nicht aus, dass bereits vereinzelte Belege auffindbar sind. Von einer systematischen Verwendung wie in den späteren Jahrhunderten kann aber nicht gesprochen werden (vgl. auch Herchenbach [Anm. 1], Zeman [Anm 1]).

Das Erkenntnisinteresse, das wir hier verfolgen, ist kein linguistisches und auch die folgenden Gebrauchs-Gruppen sind keine sprachwissenschaftlichen. Vielmehr ist die folgende Klassifikationsbildung am narrativen Gebrauch orientiert. Ziel ist es zu untersuchen, wie dieses punktuelle Präsens vom Erzähler eingesetzt wird und auf welcher diegetischen Ebene es angesiedelt ist. Dazu arbeiten wir exemplarisch mit dem ›Wilhelm von Wenden‹ Ulrichs von Etzenbach, einem Text von vor 1297, der das Eustachiuschema mit dem Erzählstil des hellenistischen Liebesromans verbindet: Der junge, tugendhafte Heidenkönig Wilhelm wird durch christliche Pilger zum Glauben gebracht, der ihn so stark ergreift, dass er seine schwangere Frau Bene verlassen will. Sie überredet ihn dazu, sie auf eine Pilgerfahrt mitzunehmen, deren Ziel Entbehrung und Gottergebenheit ist. Zwei Söhne werden unterwegs geboren und ausgerechnet durch die Geburt dieser Königssöhne werden Not und Mangel so groß, dass die Eltern sich gezwungen sehen, sich zu trennen, um ihr Überleben zu sichern. Allen ist die Vorsehung letztlich aber wohlgesonnen und wohlbehalten werden sie viele Jahre später auf wundersame Weise wieder zusammengeführt. Der zwischenzeitlich getaufte Wilhelm setzt durch, dass sich Bene, seine Söhne und alle Untertanen taufen lassen, und wird damit zum »Begründer des ersten christlich-slawischen Großreiches.«<sup>21</sup> Der Text ist eine politische Huldigung<sup>22</sup> an den böhmischen König Wenzel II. und seiner Frau Guta von Habsburg, die im Text auch mehrfach direkt angesprochen werden.<sup>23</sup>

**21** Hans-Joachim Behr: [Art.] Wilhelm von Wenden, in: <sup>2</sup>VL, Bd. 9 (1995), Sp. 1256–1264, hier Sp. 1261.

**22** Wie sich die Pole von Huldigung und Problematisierung zueinander verhalten, ist in der Forschung zum ›Wilhelm von Wenden‹ immer wieder thematisiert worden. Ganz aktuell hat sich Baisch mit der Frage auseinandergesetzt. Er vertritt die These, »[...] dass im Fokus auf die Entwürfe der Figuren Spannungen sichtbar werden, die sich auf die religiöse Thematik beziehen, sich in den Erzählmustern bzw. Handlungslogiken aber gerade nicht abbilden sollen.« Martin Baisch: Schwierige Figuren im ›Wilhelm von Wenden‹ des Ulrich von Etzenbach, in: Elisabeth Lienert (Hg.): Widersprüchliche Figuren in vormoderner Erzählliteratur, Oldenburg 2020 (BmE Themenheft 6), S. 323–344 (online), S. 325. Baisch macht u. a. »Benes Klage um den Verlust ihrer Kinder« stark und wirft die Frage auf, »ob nicht das Leid der Figuren quer steht zu den Harmonisierungstendenzen der Erzählmodelle.« Ebd., S. 339.

**23** »Ulrich von Etzenbach hat ihn dem Böhmenkönig Wenzel II. gewidmet und wohl in dessen Auftrag um 1290 zum Ruhm von Herrscher und Land verfasst. Dabei sind die zeitgeschichtlichen Bezüge seines Romans offensichtlich: das zunächst heidnische, dann zum Christentum konvertierte Herrscherpaar des Romans, Wilhelm und Bene, stehen für den Przemysliden-Herrscher Wenzel II und seine Gattin Guta aus dem Hause Habsburg, Tochter Rudolfs von Habsburg; der Herrschaftsbereich ›Wenden‹ steht für Böhmen, das gegen Ende des Romans entworfene Bild eines riesigen Reichs der Wenden, das weite Teile des feudalen Europa umfasst, dürfte eher den Ambitionen und Wünschen böhmischer Herrschaft als der politischen Realität entsprechen.«

Dieser Text eignet sich sehr gut für unsere Zielsetzung, weil in ihm eine Vielzahl von Belegen für das punktuelle Präsens vorkommen. Dieses selbst ist für einen mittelhochdeutschen Erzähltext durchaus noch nichts Besonderes, vielmehr kommt in den meisten dieser Texte in mehr oder weniger großer Dichte auch punktuell Präsens vor. Am ›Wilhelm von Wenden‹ lässt sich aber besonders gut zeigen, wie unterschiedliche Verwendungen des punktuellen Präsens unterschiedliche Nähe-Relationen auf drei narrativen Ebenen herstellen: Auf der Ebene der *histoire*, der des *discours* und der des Rezipienten. Auf dem Hintergrund der eben angesprochenen Modellbildung zum Tempus könnte man also sagen, dass die narrative Struktur mehrfache perspektivische ›shifts‹ ermöglicht: Durch die punktuelle Verwendung des Präsens und das ebenfalls vereinzelt zur Verwendung kommende Perfekt<sup>24</sup> wird eine deiktische Nähe zwischen den Ereignissen der Diegese, dem Erzähler und den Rezipienten hergestellt.<sup>25</sup> Wie wir im Folgenden zeigen möchten, trifft das im Allgemeinen für die Verwendung des punktuellen Präsens zu. Die Präsens-Vorkommen unterscheiden sich aber darin, welches ›Jetzt‹ zum Ausgangspunkt der Betrachtung gemacht wird: Das ›Jetzt‹ der

---

Werner Röcke: Das Alte im Neuen. Paradoxe Entwürfe von Konversion und Askese in Legende und Roman des Mittelalters (Eustachius-Typus), in: Werner Röcke u. Julia Weitbrecht (Hgg.): Askese und Identität in Spätantike, Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin u. New York 2010 (Transformationen der Antike 14), S. 157–173, hier S. 163.

**24** Wie das Präsens zählt auch das Perfekt im Mittelhochdeutschen zu den ›Nähe-Tempora der Präsensgruppe (vgl. ausführlich Sonja Zeman: Tempus und Mündlichkeit im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und ›Historischer Mündlichkeit‹ im mittelhochdeutschen Tempusystem, Berlin u. New York 2010 (Studia Linguistica Germanica 102), Kap. 7.4). Im Mittelhochdeutschen wird es noch nicht zum Erzählen von Ereignissen innerhalb der Diegese verwendet, wie es heutzutage in den süddeutschen Varietäten des Gegenwartssprachlichen der Fall ist. Das bedeutet nicht, dass es nicht in Erzähltexten vorkommt. Es bezeichnet aber – ähnlich wie das Präsens – keine diegetischen Ereignissequenzen. Aus sprachtypologischer Sicht ist diese ›Nicht-Narrativität‹ der Perfekt-Semantik häufig dokumentiert (zu einem Überblick Zeman 2010, S. 291). Erst mit der Entwicklung zu einem Past-Tempus wird das Perfekt zum Erzähltempus. Dieser in mehreren Sprachen zu beobachtende Funktionswandel wird im Deutschen für die Zeit ab 1530 und damit nach dem Mhd. angesetzt (Kaj B. Lindgren: Über den oberdeutschen Präteritumschwund, Helsinki 1957 (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Ser. B, Tom. 112/1) und Sigrid Dentler: Zur Perfekterneuerung im Mittelhochdeutschen. Die Erweiterung des zeitreferentiellen Funktionsbereichs von Perfektfügungen, Göteborg 1997 (Göteborgger germanistische Forschungen 37).

**25** Vgl. auch Willi [Anm. 19], S. 244, Kursivierungen des Originals aufgehoben: »In the end, then, the essential point is this: whatever the discursive function of any given historical present, the use of such a form always transforms a text in ›displaced mode‹ into one in ›immediate mode.‹«



Erzählwelt, der erzählten Welt oder des Rezipienten. Wir werden im Folgenden daher nach diesen drei ›Jetzt‹-Zeiten unterscheiden.<sup>26</sup>

## II. *nû* als *discours*-Jetzt

Wenn ein Erzähler seine Erzählung unterbricht, um von seiner eigenen Mittellosigkeit, seiner Bewunderung für Dichterkollegen, seinem Erfolg oder Misserfolg bei den Damen zu sprechen, tut er das in Form von Exkursen oder Kommentaren, also im Präsens.<sup>27</sup> Nur ausnahmsweise nehmen Äußerungen des Erzählers jenseits seiner Haupterzählung die Form von kleinen Extra-Erzählungen im Präteritum an, welche auf der Ebene des *discours* angesiedelt sind. Sonja Glauch hat sich in einem Aufsatz mit dem Titel ›Grenzüberschreitender Verkehr‹ mit solchen Mikroerzählungen jenseits der Diegese beschäftigt und sie als »Nebendiegese[n]«<sup>28</sup> bezeichnet. Nebendiegese[n] sind gewissermaßen Sprossnarrative, die der Erzähler auf der Ebene des *discours* und jenseits seiner Haupterzählung ansiedelt. Es sind aber in jedem Falle Narrative und folglich sind sie im Präteritum abgefasst, wie kurz sie auch immer sein mögen. Sie eröffnen gegenüber der Haupterzählung Nebenschauplätze (wie etwa dort, wo der Erzähler im ›Tristan‹

---

**26** Bereits an dieser Stelle sei vorausgeschickt, dass Monika Fludernik bei der Untersuchung altenglischer Texte zu anderen Beobachtungen gekommen ist: »Neben dem prototypischen historischen Präsens existieren bereits in mittelalterlichen Erzähltexten weitere Präsens-Passagen, die meist zwei andere Funktionen abdecken. Einerseits kann z. B. in Kampfsequenzen ein Erzählstillstand evoziert werden, indem die vielen Ereignisse im Präsens aneinander gereiht werden und so der Eindruck von zeitlicher Dehnung entsteht. Man befindet sich vor einem Bild und kann sozusagen alle Kampfhandlungen gleichzeitig sehen. Zweitens wird das Präsens auch häufig für deskriptive Passagen eingesetzt, wobei dort indirekt auch eine Bewusstseinsbeschreibung der Beobachterin gegeben wird.« Monika Fludernik: Tempus und Zeitbewusstsein. Erzähltheoretische Überlegungen zur englischen Literatur, in: Martin Middeke (Hg): Zeit und Roman. Zeiterfahrung im historischen Wandel und ästhetischer Paradigmenwechsel vom sechzehnten Jahrhundert bis zur Postmoderne, Würzburg 2002, S. 21–32, hier S. 27 f.

**27** »Handlungsebene und Exkurs unterscheiden sich grundlegend in ihrer Zeitkonstruktion: Die erzählte Welt im deutschsprachigen Roman des Mittelalters wird [...] über die Zeitform des Präteritum vermittelt. Folglich impliziert der Übergang zu einem Exkurs, der eine während des Erzählaktes aktuelle Reflexion anstellt, immer auch einen Tempuswechsel zum Präsens. Der Tempuswechsel geht mit einer Signalwirkung für den Rezipienten einher, weil er sich durch das Präsens, das meist eine Kopräsenz von Erzähler und Rezipient suggeriert, direkter angesprochen fühlt.« Sandra Linden: Exkurse im höfischen Roman, Wiesbaden 2017 (MTU 147), S. 17.

**28** Sonja Glauch: Grenzüberschreitender Verkehr oder uneigentliche Rede? Allegorische Assistenzfiguren des Erzählers und ihr diegetischer Standort, in: Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung Bd.1, 2018, S. 86–107, hier S. 96.

nach der Beschreibung der Minnegrotte davon erzählt, dass auch er selbst einst ein so bedürfnisloses Leben geführt habe wie Tristan und Isolde und dennoch nichts vermisst habe<sup>29</sup>). Das heißt, Nebendiegesen haben nicht – oder nur mittelbar – die Handlung der Haupterzählung zum Gegenstand.

Von diesen Nebendiegesen ist das, was wir im Folgenden beschreiben möchten, allerdings durch das Tempus unterschieden. Es handelt sich um Äußerungen des Erzählers, die gewissermaßen zwischen Kommentaren und Nebendiegesen stehen: Sie beziehen sich direkt auf die erzählte Welt, hier also auf Wilhalm und Bene und das, was sie tun. Aber diese Äußerungen sind der Form und dem Tempus nach auch keine Erzählungen, die (wie die Sprossnarrative) zeitlich gewissermaßen parallel zur Zeit der Handlung angesiedelt sind, sondern Aussagen über die Figuren im Präsens oder Perfekt:

*Welt ir nû, sô hæret wie  
der vürste dô vil rîcheit lie  
mit der herzogîn von arte hôch  
und sich in armüete zôch  
von hôher wirde in swache won.  
mich jâmert daz ich muoz dâ von  
bescheidenlich ir kumber sagen  
den nû sol diu guote tragen,  
und waz sie grôzer swære leit.  
(V. 1879–87)<sup>30</sup>*

›Exkursartig‹ sind solche Äußerungen des Erzählers aber ebenfalls nicht. Denn während Exkurse sich üblicherweise von der *histoire* abwenden,<sup>31</sup> um sich allgemeinen Gegenständen zuzuwenden,<sup>32</sup> reflektiert der Erzähler des ›Wilhalm von Wenden‹ immer wieder über Handlungen, Entscheidungen oder Probleme seiner Figuren in einer ganz konkreten Situation. Diese Reflexion des Erzählers über die Figuren seiner Geschichte dementiert aber die Behauptung, die das Präteritum seiner Erzählung (beziehungsweise seines Erzählens) aufstellt – die nämlich, dass die erzählten Ereignisse in seiner Vergangenheit stattgefunden hätten. Seine präsentische Äußerung suggeriert demgegenüber, Wilhalms und

<sup>29</sup> *ich treip ouch eteswenne / alsus getâne lebesite: / dô dûhte es mich genuoc dermite* (Gottfried von Strassburg: Tristan und Isold, hg. v. Walter Haug u. Manfred Günter Scholz. Mit dem Text des Thomas, hg., kommentiert und übersetzt von Walter Haug, Berlin 2012, Bd. I, V. 16920–22).

<sup>30</sup> Alle Zitate des Textes stammen aus: Ulrich von Etzenbach: Wilhalm von Wenden. Text, Übersetzung, Kommentar, hg. v. Mathias Herweg, Berlin u. Boston 2017.

<sup>31</sup> Sandra Linden spricht in Bezug auf den Exkurs von einem »Heraustrreten des Erzählers aus der Narration«, vgl. Linden [Anm. 27], S. 1.

<sup>32</sup> Vgl. dazu die umfassende Studie von Linden [Anm. 27].

Benes Schicksal gehörten nicht seiner Vergangenheit, sondern seiner Gegenwart an – wie das von Freunden und Bekannten. Mit anderen Worten: Sie scheinen zum gleichen Referenzsystem wie das des Sprechers, zum gleichen ›Hier und Jetzt‹ zu zählen. Traditionell ist dieser Effekt des Präsens-Gebrauchs als eine Art Versetzung beschrieben worden, wobei entweder angenommen wird, dass der Erzähler sich in die Vergangenheit zurückversetzt oder die Diegese in die Gegenwart holt. Herchenbach beispielsweise hält die Versetzungsrichtung für das wesentliche Distinktionsmerkmal der Präsensverwendung in der mittelhochdeutschen Literatur gegenüber dem Gebrauch des historischen Präsens in der modernen Literatur:

Unser modernes Präs. hist. entsteht dadurch [...], daß in der lebhaften Erzählung der Erzählende sich und damit auch seine Hörer in die Zeit der Handlung zurückversetzt, die Handlung mit den Hörern dort gleichsam wieder erlebt und dementsprechend auch so lange präsentisch erzählt, wie diese Vergegenwärtigung andauert. Diese Vergegenwärtigung ist also ein Zurückversetzen des Erzählers und der Hörer zu dem handelnden Subjekt der Erzählung. Umgekehrt ist das Verfahren des mhd. Erzählers. Er vergegenwärtigt dadurch, daß er den Helden der Erzählung aus der Zeit der Erzählung herausnimmt und zu sich und den Hörern in den Zeitpunkt hineinstellt, in dem er gerade erzählt.<sup>33</sup>

Genau umgekehrt urteilt dagegen Leiss 1992, S. 250: »Mit dem historischen Präsens wird nicht der Betrachter zurückversetzt, sondern das historische oder erzählte Geschehen in die Gegenwart transportiert.« Diese gegensätzliche Bewertung deutet bereits zwei Schwierigkeiten bei der Bewertung des Präsens an. Einerseits bereitet es Probleme, die Versetzungsrichtung zu bestimmen. Andererseits ist es fraglich, ob Erzähler und Figuren im gleichen Referenzsystem situiert sind. Denn wenn wir das obige Beispiel betrachten, fällt auf, dass zwar eine Gleichzeitigkeit von Erzählvorgang und Ereignissen simuliert wird. Dennoch ist die Welt der Diegese nicht die gleiche wie die des Erzählers. Das wird einerseits an der Gegenüberstellung der Partikel *nû* und *dô* in der einleitenden Anrede an die Rezipienten deutlich (*Welt ir nû, sô hoeret wie / der vürste dô vil rîcheit lie ...*), wobei sich *nû* auf das ›Jetzt‹ des Erzählvorgangs bezieht, *dô* dagegen auf den Zeitpunkt der Geschichte innerhalb der Diegese. Mit *mich jâmert* bezeichnet der Erzähler den Zustand, in den ihn die Notwendigkeit versetzt, seinen eigenen Erzählvorgang fortzusetzen. Da er weiß, wie die Geschichte weitergeht, kann er einen Vorausblick auf die folgende Handlung geben. Das zweite *nû* ist damit ein zukunftsgerichtetes Jetzt. Es bezieht sich auf eine Handlung, die sich (›von jetzt an‹) – und zwar im Akt des Erzählens – erst noch ereignen wird. Die Figuren

<sup>33</sup> Herchenbach [Anm. 1], S. 31f., Sperrungen im Original.

bleiben dabei aber weiter in der Diegese, die vom Erzähler betrachtet wird.<sup>34</sup> Die erzählte Welt ist jedoch zeitlich so synchronisiert, dass ein Eindruck von Zeitgenossenschaft<sup>35</sup> entsteht, den der Erzähler unterstreicht, indem er seinen Figuren rät und Gutes wünscht, so als ließen sie sich von ihm beeinflussen – z. B. so:

*Ist diu herzogin bî vuogen,  
der rede sol sie genuogen,  
aleine ir ez doch harte lac  
sît ir ein friunt sô werde phlac,  
und volge den getriuwen  
und entziehe sich ir riuwen  
und lâze die werden bî ir leben  
frô, die süezen trôst ir geben.  
sie sol sich dennoch nâch ir man  
mit vuogen senen, als sie wol kan.  
(V. 2861–2870)*

Hier gibt der Erzähler eine Handlungsempfehlung an die Protagonistin, die an die gesellschaftlichen Normvorstellungen geknüpft ist (vgl. die zweimalige Verwendung von *sol* und die zweimalige Verwendung von *bî / mit vuogen* ›auf geziemende Weise‹). Durch die Handlungsempfehlung entsteht der Eindruck, der Erzähler würde die Grenze zwischen seiner Gegenwart und jener Zeit, die er als Vergangenheit (und deshalb grundsätzlich im Präteritum) adressiert, überspringen, so als könnten die Figuren plötzlich die Zeit des Erzählers teilen. Damit wird auch deutlich: Die Passage ist keine Fortführung der eigentlichen Narration. Die Handlung stagniert, und der Erzähler spricht über die Figuren anstatt den Fortgang der Ereignisse zu erzählen.

<sup>34</sup> Ähnlich urteilt auch Bakker in Bezug auf die Präsens-Verwendungen in Homer: »The present tense is real and the seeing takes place no less in the present.« Egbert Bakker: *Pointing at the Past. From Formula to Performance in Homeric Poetics*, Cambridge [u. a.] 2005, S. 166.

<sup>35</sup> Auf diesen Effekt von suggerierter Zeitgenossenschaft macht auch Ohme aufmerksam, allerdings am Beispiel von modernen Präsensromanen, die durchgehend das Präsens verwenden: »Als einzige plausible lebensweltliche Analogie im Sinne einer eigenständigen Sprachhandlung kommt hier [für den heterodiegetischen Präsensroman, K.P. & S.Z.] die Live-Reportage im Rundfunk in Betracht. Die Wirkung einer solchen Darstellungsweise besteht darin, dass der fiktive Adressat und mit ihm der Leser das Geschehen zwar nicht mit den eigenen Augen verfolgt, dafür aber den Eindruck erhält, nahezu zeitgleich über dessen Verlauf unterrichtet zu werden. Allerdings ergeben sich dabei für den Gegenstand der Vermittlung bestimmte Restriktionen. Da die vermittelnde Instanz während der Handlung zugegen ist und das Geschehen unmittelbar kommuniziert, ist ihr eine Introspektion nur in Bezug auf sich selbst möglich. Sie kann mithin lediglich ihre eigenen Eindrücke, Gefühle und Gedanken wiedergeben, nicht aber diejenigen der handelnden Figuren.« Ohme [Anm. 15], S. 105.

Diese Unterbrechung der Erzählung ist mit einem weiteren Effekt verbunden: Dort, wo er von den Figuren nicht mehr erzählt, sondern über sie spricht, erhalten sie einen eigenen Willen oder ein eigenes Schicksal, das der Erzähler vorgibt, nicht zu kennen:

*ob sie wizzen war sie wellen,  
ûf welcher wege lâge  
sie vûnden ir mâge?  
(V. 5648–50)*

*frou Sælde muoz ir walden  
daz sie wol berâten sich  
mit der vûrstîn, des bite ich.  
(V. 6690–92)*

Dem Rezipienten wird durch die guten Wünsche des Erzählers für seine Figuren und seine Sorge um sie suggeriert, deren Schicksal liege nicht in seinen, sondern in Gottes oder der *Sælde* Händen und müsste vom Erzähler folglich gemeinsam mit den Zuhörern als ein günstiges oder ungünstiges hingenommen werden.

Dies ist ein wesentlicher Unterschied in der Verwendung des historischen Präsens in Alltagserzählungen einerseits und der Verwendung des punktuellen Präsens in literarischen Erzählungen wie dem ›Wilhelm‹ andererseits. Denn das Spiel, das der Erzähler hier spielt, setzt ja immer voraus, dass die Figuren, von denen er erzählt oder spricht, entgegen seiner Suggestion gerade kein Eigenleben führen, sondern ausschließlich durch sein Erzählen hervorgebracht werden, was für Personen oder Sachverhalte, auf die sich ein faktualer Erzähler bezieht, gerade nicht zutrifft.

Dieses inszenierte Bangen, Sorgen und Grämen hinsichtlich des Schicksals einer erfundenen Figur ist ein literarisches Spiel, zu dem der Erzähler des ›Wilhelm von Wenden‹ sich vermutlich vor allem von Hartmann von Aue und Wolfram von Eschenbach anregen lässt. Während diese Autoren aber durch die Personifikation der *Âventiure* und die wohl augenzwinkernde Delegation der Verantwortung für alles, was den Fortgang der Handlung betrifft, an diese Figur für die Spielregeln höfischen Erzählens sensibilisieren, geht es im ›Wilhelm von Wenden‹, insofern der Erzähler durch sein inszeniertes Zurücktreten suggeriert, nicht mehr Lenker des Geschehens und Erzeuger von dessen Zeit zu sein, eher um die Frage, wer das Geschehen denn dann lenkt und die Zeit denn dann erschafft. Es liegt die Vermutung nahe, dass damit ein spezifisches Konzept von Zeit oder Heilsgeschichte verhandelt wird. Sollte das zutreffen, wäre aber fraglich, ob das Zurücktreten des Erzählers gegenüber seiner ›eigenen‹ Geschichte, seine Fürbitte für seine Figuren, wirklich nur ein literarisches Spiel ist. Wir werden an späterer Stelle darauf zurückkommen.

Ein weiterer Effekt der spezifischen Zeitlichkeit des beschreibenden Präsens und der Gleich-Zeitigkeit, die dadurch entsteht, dass eine Synchronizität von Erzählvorgang und diegetischer Handlung simuliert wird, ist, dass durch sie für den Erzähler und seine Figuren eine gemeinsam geteilte Räumlichkeit etabliert wird. Sie ist ein Indiz dafür, dass der Präsensgebrauch, von dem im Theorieteil gezeigt wurde, dass er ein Zeigfeld etabliert, auf narrativer Ebene metaleptische Funktionen haben kann, denn er macht die Grenze durchlässig, die zwischen jener Instanz verläuft, von der die Erzählung ausgeht, und der Welt, von der erzählt wird. Metalepten »postulieren, implizieren oder supponieren die Gleichzeitigkeit von Erzählakt, erzähltem Geschehen und Textrezeption. Das Erzählen, aber potentiell auch dessen (zumeist als Lektüre konkretisierte) Rezeption erscheinen im Modus szenischen Agierens im Raum oder auf der ›Bühne‹ der erzählten Welt [...].«<sup>36</sup> Und – analog dem Effekt des Präsens – zieht die Simultaneität auch im Falle der Metalepse eine Verräumlichung nach sich:

Aus der metaleptisch nominierten, d. h. im Medium der Sprache konstituierten Simultaneität von Narrationsakt, erzähltem Geschehen und Textrezeption resultieren mehr oder weniger entfaltete logische und semantische Effekte, die man durchweg als paradox charakterisieren kann [...]. Der grundlegende und obligatorische Komplementäreffekt metaleptischer Simultaneisierung ist der einer Spatialisierung der Relation von erzähltem Geschehen, Erzähler und Leser.<sup>37</sup>

Dass Metalepten, indem sie die Grenzen zwischen diegetischen Strukturen durchlässig machen, ähnliche Effekte haben wie das Präsens, ist in der Forschung zum Präsensgebrauch in narrativen Texten und in der zu Metalepten unseres Wissens nach nirgends hervorgehoben worden. Man könnte resümieren, dass das punktuell verwendete Präsens in narrativen Texten eine metaleptische Funktion haben kann, die – zumindest im vorliegenden Text – bewusst ausgestaltet wird.

---

**36** Bernd Häsner: Metalepten. Zur Genese, Systematik und Funktion transgressiver Erzählweisen, Freie Universität Berlin 2001, Refubium, online (<https://refubium.fu-berlin.de/handle/fub188/3640?show=full>) [Aufrufdatum 08.09.2020], S. 20.

**37** Häsner [Anm. 36], S. 20. »Metaleptisches Erzählen beansprucht nicht einfach die Konstituierung einer *histoire* als einer im narrativen Diskurs reorganisierten Handlungs- und Ereignisfolge, der unabhängig von diesem Diskurs ein Existenzprädikat zukäme, sondern es impliziert die gleichsam logo-statische Hervorbringung des zu erzählenden Geschehens. Wird das Erzählte damit einerseits als artefaktuell ausgewiesen, soll doch andererseits diese artefaktuelle, im Medium der Sprache ›gezeugte‹ erzählte Welt der sie ›erzeugenden‹ Welt konsubstantiell sein. Insofern der Vollzug der narrativen Sprachhandlung mit der Konstituierung des Geschehens, auf das sie zu referieren vorgibt und mit ihrer Rezeption zusammenfallen soll, könnte man auch von einer ›Performativierung‹ des Erzählens sprechen.« Häsner [Anm. 36], S. 20.

### III. *nû* als *histoire*-Jetzt

Von der eben behandelten Nähe zwischen Diskurs und Diegese, die der Erzähler dadurch erzeugt, dass er die diegetischen Ereignisse mit dem Jetzt seines Erzählaktes verknüpft, unterscheidet sich die zweite Form des punktuellen Präsens. Sie ist auf der Ebene der *histoire* angesiedelt und meist durch ein *nû* markiert.

*Sie hânt gezzen gnuoc nu.*  
(V. 1710)

*Krist gebe in heil, sie gënt nû hin!*  
(V. 1904)

*der wec ûf fröuden ban in treit.*  
*er mac nû vaste gâhen*  
*und ze den vînden nâhen:*  
(V. 6402–4)

Doch welcher Zeitpunkt ist mit diesem *nû* gemeint – oder, anders formuliert, in wessen Zeit liegt dieser Zeitpunkt? Während die Diskurspartikel *dô* im Mittelhochdeutschen prototypisch dafür genutzt wird, den nächsten Handlungsschritt innerhalb des distalen Verweisfeldes der Diegese zu bezeichnen, ist bei *nû* offen, ob ein Jetzt der erzählten oder der Erzählwelt gemeint ist. *Nû* ist im ›Wilhelm von Wenden‹ nicht nur Diskurs-Jetzt, sondern kann sich auch auf den jeweils aktuellen Zeitpunkt im Ablauf der Geschichte beziehen. In dieser Funktion steht es häufig neben dem Präteritum, gelegentlich auch neben dem Plusquamperfekt.

<i>Nû sehet, wie disem hie geschach,</i> (V. 5186)	= <i>discours</i> -Jetzt
<i>die des nû quâmen überein:</i> (V. 5692)	= <i>histoire</i> -Jetzt
<i>dâ wâren sie nû komen vor.</i> (V. 2390)	= <i>histoire</i> -Jetzt

Diese Beobachtung ist keineswegs trivial, denn in anderen Erzähltraditionen wie dem Homerischen Epos ist ›nun‹ tatsächlich auf den Moment des Erzählens, also auf das *discours*-Jetzt beschränkt: »the use of *nûn* for a moment in the past is unknown to Homer and rare in Herodotus.«<sup>38</sup> Durch die Referenz auf den aktuellen Zeitpunkt der Diegese mit *nû* wird die Gegenwärtigkeit der erzählten Ereignisse behauptet und ihre ansonsten dominierende Verortung in der Vergan-

<sup>38</sup> Bakker [Anm. 34], S. 163.

genheit – die in vielen Tempus-Theorien als die Vergangenheit des Erzählers<sup>39</sup> bestimmt wird – dementiert.

Damit ist auch eine andere Funktion des Präsens verknüpft: Während in den Beispielen zuvor die Ereignisse innerhalb der Diegese Gegenstand von Äußerungen und Evaluierungen des Erzählers gewesen sind, bezieht sich das Präsens in den folgenden Versen direkt auf die Ereignisse innerhalb der Diegese. Um welche (oder wessen?) ›Gegenwart‹ handelt es sich also? Es ist, wie uns scheint, nicht, wie in den Beispielen, die eben behandelt wurden, die des Erzählers (der hier darauf verzichtet, sich selbst zu thematisieren, und dessen Person hier eher zurücktritt). Während bei den Beispielen in Abschnitt I die Präsenz des Erzählers im Vordergrund steht, wird bei den obigen Beispielen der Fokus vom *discours*-Jetzt zum Zeitpunkt der erzählten Ereignisse gelenkt. Deswegen ist eher von einer Gegenwart der Figuren zu sprechen. Was diese tun, findet ›jetzt‹ statt und sie selbst sind zum Zeitpunkt dieses *nû* gegenwärtig. Das *nû*, das zuvor noch *discours*-Jetzt war, ist zu einem Jetzt innerhalb der Diegese geworden. In beiden Fällen könnte man insofern von ›Gegenwärtigkeit‹ sprechen, als in beiden Fällen eine Simultaneität von *discours*- und *histoire*-Jetzt simuliert wird. In Bezug auf die Perspektive besteht aber ein relevanter Unterschied. Während im Fall des *discours*-Jetzt der Erzähler im sprachlichen Spotlicht steht, wird im Fall des diegetischen Jetzt der Fokus auf die Ereignisse auf der Ebene der Diegese gerichtet. Mit unserem Begriffsvokabular könnte man auch sagen: Entscheidend ist also der Standort der Kamera, während das Verhältnis der beiden Bezugspunkte – *discours*-Jetzt und *histoire*-Jetzt – unverändert bleibt. Es kommt also zu keiner Versetzung: Weder begibt sich der Erzähler in die Welt der Diegese, noch werden die Figuren in die Erzählwelt ›gestellt‹.

In beiden Fällen betrachtet der Erzähler die Geschehnisse, als ob sie sich simultan zum Erzählvorgang ereignen. Man könnte dieses Präsens also mit vollem Recht als ein ›Betrachterpräsens‹ bezeichnen. Die Handlung erscheint wie ein Film, der vom Erzähler gleichzeitig durch den Akt des Erzählens erschaffen, betrachtet und besprochen wird.<sup>40</sup> Das Präsens kann im Mittelhochdeutschen insofern durchaus auch Ereignisse bezeichnen, die in der erzählten Welt situiert werden. Das wird auch durch die Parallelität zu den obigen Beispielen deutlich, in denen *nû* mit dem Präteritum und dem Plusquamperfekt kombiniert wird. Dennoch ist damit nicht jenes Präsens hergestellt, das Herchenbach als das ›moderne‹ bezeichnet und von dem er sagt, dass »der Erzählende sich und damit auch seine Hörer in die Zeit der Handlung zurückversetzt.«<sup>41</sup>

<sup>39</sup> Maßgeblich hierfür waren die Überlegungen Käte Hamburgers in: Die Logik der Dichtung, 2., stark veränd. Aufl., Stuttgart 1968.

<sup>40</sup> Vgl. zur ekphrastischen Funktion des Präsens Willi [Anm. 19], S. 239.

<sup>41</sup> Herchenbach [Anm. 1], S. 31f., Sperrungen im Original.



Damit ist auch nicht der Effekt jener Vergegenwärtigung erreicht, den das narrative Präsens, also das Präsens, das im Roman durchgängig als Erzähltempus verwendet wird, bewirkt. Vielmehr verhindert gerade der Wechsel ins Präsens eine Versetzung der Ereignisse bzw. Figuren in die Diegese: Denn Präsens- und Perfektgebrauch erschaffen mit diesem resultativen *nû* eine neue narrative Konstellation. Sie zeigt an, dass der ansonsten heterodiegetische und auktoriale Erzähler nicht mehr – wie dort, wo er das Präteritum verwendet – von den Figuren erzählt, sondern, wenn er z. B. sagt *sie gēnt nû hin*, über sie spricht. Damit bleibt mit dem Präsens auch die Distinktion zwischen der Ebene des Erzählers und der Ebene des Erzählten grundsätzlich weiterhin bestehen. Während das Präteritum die einzelnen Ereignisse selbst (i. e. *de re*) beschreibt, bezeichnet das Präsens nicht die Ereignisse selbst, sondern eine Aussage über die Ereignisse (*de dicto*).<sup>42</sup> Harald Weinrich zufolge vollzieht der Erzähler damit eine andere sprachliche Handlung als durch das Erzählen. Denn »[w]enn wir [...] erzählen, benutzen wir in der Regel die erzählenden Tempora. Ihre Funktion in der Sprache ist es, dem Hörer einer Mitteilung Nachricht davon zu geben, daß diese Mitteilung ›nur‹ eine Erzählung ist, so daß der Hörer mit einer gewissen Gelassenheit zuhören kann.«<sup>43</sup>

Diese Gelassenheit des erzählerischen Duktus hängt auch damit zusammen, dass die Zeit der Erzählung eben keine Zeit herstellt oder beschreibt, an der der Rezipient teilhätte oder teilhaben könnte. Es ist, je nach theoretischer Position, für die einen eine fiktionale Zeitlosigkeit,<sup>44</sup> für die anderen die Zeit des Erzählers und damit seine Vergangenheit,<sup>45</sup> in jedem Fall aber nicht die des Rezipien-

<sup>42</sup> Vgl. Sonja Zeman: Was der Tempusgebrauch im mittelhochdeutschen Versepos über ›Historische Mündlichkeit‹ (nicht) erzählt, in: Peter Ernst u. Martina Werner (Hgg.): Linguistische Pragmatik in historischen Bezügen, Berlin u. New York 2016 (Lingua Historica Germanica 9), S. 63–82, hier S. 76.

<sup>43</sup> Weinrich [Anm. 8], S. 51.

<sup>44</sup> »For now, I want to return to the idea that the ›epic preterit‹, as defined by Hamburger, indeed is something different from that which a common understanding of tense would imply. Held against the intercultural diversity of narrative tenses, Hamburger was right in assuming that the preterit is not there primarily to designate the past. She was equally right in assuming that it works, in part, as a signal of the fundamental otherness of narrative fiction [...].« Katja Mellmann: On the Origin of the Epic Preterit, in: Journal of Literary Theory 13/2 (2019), S. 206–226, hier S. 223.

<sup>45</sup> Vgl. die Position von Käte Hamburger in ihrem Aufsatz Die Zeitlosigkeit der Dichtung, in: DVJs 29 (1955), S. 413–426, hier S. 415, Anm. 64: »[K]ann man nicht sagen, daß das Präteritum seine grammatikalische Form und seine Vorzugsstellung bewahrt, weil die Gegenwart der Narration für den Leser *nach* der erzählten Geschichte kommt, also weil die erzählte Geschichte die *Vergangenheit* der narrativen Stimme ist? Ist nicht jede erzählte Geschichte für die Stimme, von der sie erzählt wird, vergangen?«

ten. Was auch immer in dieser Zeit geschehen mag, es betrifft den Rezipienten nicht, weil es nicht seine Zeit ist, er nicht an ihr teilhaben kann und nicht in sie einbezogen ist. Mit dem Erzähler befinden sich die Rezipienten in einer Zeit, die den vergangenen Begebenheiten gegenüber ausgeschlossen und in diesem Ausschluss gegenwärtig ist, bzw. in unserer Terminologie: in einem anderen Koordinatensystem. Diese Distanz, die beispielsweise durch das epische Präteritum etabliert werden kann, errichtet so gewissermaßen einen Schutzwall zwischen dem, was erzählt wird, und den Rezipienten. Narrativität ist folglich auch ein geschützter Raum, weil sie stets – anders als das Beschreiben – ein Anderswo oder ein Anderswann zum Gegenstand hat: »Jegliches Erzählen ist immer die Versetzung von Partnern in Vorstellungsräume, die der Erzähler evoziert. Dabei handelt es sich um ein Verweisen in Bereiche, die nicht in der realen Kommunikationssituation vorhanden sind, sondern virtuell geschaffen werden.«<sup>46</sup> Diese Distanz kann durch unterschiedliche sprachliche Mittel wie beispielsweise das Präteritum hergestellt werden, das, wie oben dargelegt, einen Referenzrahmen anzeigt, der abgetrennt ist vom deiktischen Verweisraum des Sprechers.<sup>47</sup>

Wird das Präsens verwendet, um Ereignisse der Diegese zu bezeichnen, ändert sich dagegen der Modus: Dadurch, dass der Erzähler das Präsens verwendet, wechselt er gleichzeitig vom *Erzählen* zum *Sprechen*, genauer: Zum Beschreiben, das diesem Präsensgebrauch ja auch einen seiner Namen gibt: ›beschreibendes‹ oder ›visuelles‹ Präsens.<sup>48</sup> Dieses Sprechen dessen, der vormals Erzähler war, ist aber stets gerichtet. Denn anders als das Erzählen verlangt das Reden und Sprechen nach einem direkten Adressaten. Während das Erzählen von der Kommunikationssituation entbunden sein kann und auch dadurch das entspannte Zurücklehnen des Zuhörers erlaubt, das Weinrich dem Erzählen zuschreibt, richtet sich das Sprechen immer an einen textinternen oder -externen Zuhörer, es ist immer An-Sprechen und fordert im Vorgang des Redens einen Adressaten, der im Falle des mündlichen Textes der Zuhörer und im Falle des schriftlichen sein Leser ist. Während aber – und das scheint ein wesentlicher Effekt bei der Perspektive auf das diegetische ›Jetzt‹ zu sein – bei Exkursen und Kommentaren, wie sie aus dem höfischen Roman zu Hauf bekannt sind, das Geschehen auf der Ebene der *histoire*

<sup>46</sup> Hans-Werner Eroms: Alternative Tempusformen des Deutschen und ihre Funktionen in Erzähltexten, in: Yüksel Ekinci [u. a.] (Hgg.): Grammatik und Variation. Festschrift für Ludger Hoffmann zum 65. Geburtstag, Heidelberg 2017, S. 465–477, hier S. 476.

<sup>47</sup> Wie Katja Mellmann [Anm. 44] gezeigt hat, sind es durchaus nicht immer Vergangenheits-tempora, die zu narrativen Tempora konventionalisiert werden. Auch dieser empirische Befund stützt die Hypothese, dass die Opposition Nähe – Distanz für narrative Texte nicht auf eine rein temporale Distanz begrenzt werden kann.

<sup>48</sup> »Mit der Verwendung des Präsens bzw. des Perfekts verbunden ist der präsupponierte ›Sprecher‹, der eine Aussage über das Erzählte trifft.« Zeman [Anm. 42], S. 76.

zugunsten des Kommentars verlassen wird und ausgeblendet ist, bis der Erzähler seinen Erzählfaden wieder aufnimmt, geschieht hier etwas anderes: Der Erzähler wendet sich diskursiv dem zuvor Erzählten zu und beschreibt, was die Figuren tun, von denen er eben noch erzählt hatte. Er verlässt die Ebene der *histoire* also nicht, sondern thematisiert das, was dort geschieht, mit dem Tempuswechsel nur aus einer anderen Perspektive und Rolle. Damit weist er dem Geschehen eine Eigenständigkeit zu, die es in anderen Erzähl- und Sprechformen nicht erlangen könnte. Denn die *histoire* entsteht ja durch die Erzählung des Erzählers. Spricht er im Rahmen von Kommentaren über diese Welt, steht seine Erzählung still. Doch das *nû*, das sich auf die Handlung innerhalb der Diegese bezieht, weist auf einen ganz spezifischen Zeitpunkt innerhalb der Geschichte hin:

*er ist nû komen ze der habe  
aldâ er sinem wibe entran [...]*  
(V. 5912f.)

Indem durch das deiktische *nû* auf einen Zeitpunkt in der Geschichte hingewiesen wird, wird die erzählte Welt und deren Zeit dem Erzähler zu einem eigenständigen Referenzsystem, denn dieses *nû* bezieht sich ja auf die Figuren und steht außerhalb seines Erzählens, außerhalb seiner Erzählung. Die Instanz, die ansonsten die Erzählung hervorbringt, beobachtet nun das, was sich scheinbar ohne ihr Zutun vollzieht. Mit dem Rezipienten gemeinsam betrachtet und bespricht der Erzähler, was dort zum Zeitpunkt des *nû* geschieht. Die Figuren essen, laufen, kommen an oder eilen, aber nicht dadurch, dass der Erzähler dies durch seine Erzählung bewirkt, sondern vielmehr vor den Augen des Erzählers, der als Außenstehender seiner eigenen Geschichte auf das Geschehen blickt. Indem er das Präteritum, das im Modus der Vergangenheit die Diegese entwirft, unterbricht und von der Ebene des *discours* aus einen Blick auf das Geschehen wirft, das durch das Präsens nicht mehr seiner Vergangenheit angehört, erlangt dieses Unabhängigkeit von seinem Erzählakt. In welcher Zeit also spielt sich das Geschehen ab? Zumindest für den legendarischen ›Wilhelm von Wenden‹, den Armin Schulz hinsichtlich der höfischen Epistemik als eine Mischung aus Legende und höfischem Roman, also als ›frommen Roman‹ versteht,<sup>49</sup> könnte man die Ver-

**49** »Es geht um weltliche Protagonisten, die zugleich christliche Exempelfiguren sind und damit an dem konnotativen ›Mehrwert‹ religiöser Lebensentwürfe und Identitätskonstruktionen partizipieren.« Armin Schulz: Hybride Epistemik. Episches Einander-Erkennen im Spannungsfeld höfischer und religiöser Identitätskonstruktionen: ›Die gute Frau‹, ›Mai und Beaflo‹, ›Wilhelm von Wenden‹, in: Peter Strohschneider (Hg.): Literarische und religiöse Kommunikation in Mittelalter und Früher Neuzeit, Berlin u. New York 2009, S. 658–688, hier S. 660.

mutung haben, dass der ›Ort der Zeit‹, wenn es so etwas geben kann, den Ulrich von Etzenbach dem Geschehen damit zuweisen möchte, die Heilsgeschichte ist:

Ein adäquates Verständnis der H. geht [...] v. der fundamentalen Überzeugung aus, daß es eine völlig profane Welt gar nicht geben kann, daß die sog. ›profane‹ Welt vielmehr immer schon bis in ihre letzten Fasern hinein durchdrungen ist v. der Heilsgegenwart Gottes. Diese ist immer u. überall in der Welt gegeben, auch wenn sie v. Menschen weder erkannt noch anerkannt wird.<sup>50</sup>

Der ›Wilhelm von Wenden‹ wäre also charakterisiert durch eine Zeit zwischen Vergangenheit und Gegenwartigkeit, zwischen Sukzession und Ewigkeit, zwischen Verlust und Heil, die sich zwar erzählen lässt, aber in letzter Konsequenz nicht vom Erzähler abhängt und ihm deshalb auch nicht vollständig verfügbar ist.<sup>51</sup>

Genau diesen Effekt der simulierten Verselbständigung der Handlung gegenüber dem Erzähler scheint allerdings auch das obszöne Märe ›Der Hellerwertwitz‹ zu nutzen, wenn sich im Anschluss an die Weigerung des Erzählers, von dem zu erzählen, was der treulose Ehemann und seine Geliebte tun, das Geschehen scheinbar unabhängig von ihm und ohne sein Zutun vollzieht: *waz von in paiden nu geschicht, / des endarf man mich nicht fragen.* (V. 96 f.)<sup>52</sup> Der Erzähler wird vom Souverän der Geschichte zu ihrem Beobachter, der nur noch anerkennen und berichten kann, was sich abspielt. Dieser Eindruck kann aber wohl gemerkt nur im Rahmen des punktuellen Präsens entstehen, also beim Präsensgebrauch, der in einen präteritalen Kontext eingebettet ist, nicht beim narrativen Präsens, das durchgängig als Erzähltempus fungiert. Deshalb hat auch das narrative Präsens eine andere Beziehung zum Erzählen als es die obigen Beispiele haben, es ist Erzählen, weil auch in einer Geschichte, die ganz im Präsens abgefasst ist, niemand angesprochen werden muss, und der Rezipient, wenn ihm erzählt wird, ›im Jahre 800 wird Kaiser Karl von Leo III. zum Kaiser gekrönt‹ etc. spürt, dass er ungeachtet des Präsens nicht direkt angesprochen wird und sich zurück-

<sup>50</sup> Lexikon für Theologie und Kirche, [Art.] Heilsgeschichte, Bd. IV, Sp. 1336–1344, hier Sp. 1342.

<sup>51</sup> Dass der narrative Effekt des beschreibenden Präsens allerdings in allen Arten von Erzählungen genutzt wird und nicht dem legendarischen Erzählen vorbehalten ist, belegt das Beispiel aus dem ›Hellerwertwitz‹.

<sup>52</sup> Hermann Fressant: Der Hellerwert-Witz, in: Deutsche Versnovellistik des 13. bis 15. Jahrhunderts (DVN), Bd. 3, Nr. 81, hg. v. Klaus Ridder u. Hans-Joachim Ziegeler, Berlin 2020, S. 1–24. Überhaupt scheint diese Form in der Märenliteratur verbreiteter zu sein, als Herchenbach meint: »[Das historische Präsens] beschränkt sich im ganzen auf das höfische Epos, allenfalls auf die Novelle und den Roman, schon der mehr realistische Schwank und die kurze Erzählung bedingen stofflich eine ganz andere Stellung des Autors zu seinen Gestalten, in noch höherem [sic] Maße die Legende, die geistliche und historische Dichtung, die Chronik und etwa die Erzählung in der Predigt.« Herchenbach [Anm. 1], S. 40. (Vgl. das Ende der ›Drei listigen Frauen‹)

lehnen kann. Für Herchenbach liegt der Unterschied zwischen modernem und mittelalterlichem historischen Präsens darin, dass »in der lebhaften Erzählung [des modernen narrativen Präsens] der Erzählende sich und damit auch seine Hörer in die Zeit der Handlung zurückversetzt.«<sup>53</sup> Beim mittelhochdeutschen Präsens dagegen würden die Ereignisse in die Diskurswelt hineingestellt. Wie wir oben gezeigt haben, ist dieser Richtungswechsel jedoch weder an der Präsensverwendung ablesbar noch ist er auf alle Präsensverwendungen zu übertragen. Maßgeblich ist vielmehr der gesetzte Ankerpunkt, d. h. die Frage, ob *nû* sich auf das *discours*-Jetzt des Erzählers bezieht oder auf einen spezifischen Zeitpunkt innerhalb der Diegese.

In beiden Fällen bleibt die Distinktion zwischen Diegese und Diskurswelt grundsätzlich aufrechterhalten. Das ist ein Unterschied zum narrativen Präsens des Gegenwartsromans, in dem es nur noch ein Referenzsystem gibt, sodass der Unterschied zwischen Diegese und Diskurswelt nivelliert wird.

#### IV. *nû* als Rezipienten-Jetzt

Zu dieser narrativen Konstellation passt es auch, dass der Erzähler an vielen Stellen Ereignisse, von denen er erzählt, durch seinen Präsensgebrauch bis in seine eigene Gegenwart hinein verlängert. Auf diese Weise wird die zeitliche Grenze zwischen den (grundsätzlich) in der Vergangenheit des Erzählers liegenden Ereignissen der *histoire* und der Gegenwart des *discours* veruneindeutigt: Denn was dort geschieht, ist, wie der Erzähler immer wieder behauptet, auch hier und jetzt noch gültig, z. B. wenn Sitten und Gepflogenheiten erwähnt werden, die immer noch verbreitet und in Gebrauch sind:

*als man noch bî vürsten tuot  
sô sie lieber geste phlegen.*  
(V. 7810 f.)

*als man noch ze hôczît phlît.*  
(V. 7819)

*swâ liebe friunt zesamen komen  
die einander fremdent langiu jâr,  
dâ siht man manger hande gebâr.*  
(V. 7970–72)

---

53 Herchenbach [Anm. 1], S. 31 f., Sperrungen im Original.

*des vert sîn lop in Wenden hôch  
und ist in mangen landen wît,  
dâ man sîn heilekeit an schrît,  
dâ manic tiure ritter wert  
vor gote sîner helfe gert.  
helfer, hilf in [Wilhalm und Bene, K.P. & S.Z.] und ouch uns,  
erwirp uns hulde der megede suns.  
(V. 750–56)*

Der Erzähler schafft damit nicht, wie in den Beispielen zum diegetischen Jetzt, eine zeitliche Selbständigkeit von Ereignissen, sondern verleiht hier vergangenen Begebenheiten bis in seine Gegenwart und bis in die seiner Rezipienten hinein Gültigkeit.

Eine solche Verknüpfung von Vergangenem mit Gegenwärtigem findet vor allem dort statt, wo es um religiöse Zusammenhänge geht. Ein besonders prägnantes Beispiel dafür ist im ›Wilhalm von Wenden‹ die Stelle, wo der Erzähler die Schwangerschaft Benes zum Anlass für einen allgemeinen Frauenpreis nutzt, den er zu einer komplexen Reflexion über die Inkarnation ausbaut. In ihrem Rahmen wechselt er beständig zwischen Präteritum und Präsens, zwischen dem, was sich heilsgeschichtlich in der Zeit ereignete, und dem, was jetzt ist:

*wîplich wirde ist sô wert  
daz got der sippe aldâ gert.  
der himel und erden ist ze grôz,  
in wîplich wirde sich beslôz.  
der allen künigen ist ze starc  
in engem schôze sich verbarc  
bî der maget Marien lobesam.  
(V. 863–69)*

*diu den hôhen Krist gebar,  
an megetlicher wirdekeit  
krône über alle kiusche treit.  
(V. 874–76)*

*got mit al den lieben sîn  
wil bî wîbes wirde sîn:  
in reiner wîbe herzen sal  
von himel neigte er sich ze tal.  
(V. 881–84)*

Das Verfahren dieses Alternierens von Präsens und Präteritum ist immer das gleiche: Konkreten Ereignissen, die in der Vergangenheit stattgefunden haben, wird bis in die Gegenwart hinein Gültigkeit zugesprochen: Gott, der mächtiger

ist als alle Könige, verbarg sich dereinst im engen Schoß der Jungfrau. Maria, die einst Jesus gebar, trägt jetzt die Krone der Jungfräulichkeit. Gott, der sich aus dem Himmel der Erde zuneigte, liebt die Würde der Frauen. Einzelne benennbare Ereignisse der Heilsgeschichte werden mit dem verknüpft, was überzeitlich Geltung besitzt und in dieser Überzeitlichkeit aufgehoben.

Worin besteht nun aber genau das Spezifische des ›Wilhelm von Wenden‹? Denn dass die Geltung von Aussagen bis in die Gegenwart der Rezipienten hinein verlängert wird, lässt sich auch an anderen mittelhochdeutschen legendarischen Texten nachweisen, z. B. dem ›Passional‹, das »einzelne[...] Abschnitte in eine zeitlich aufeinander bezogene und insofern (nach den Maßstäben des Mittelalters) durchaus historisch zu nennende Abfolge von der Menschwerdung Christi über seine direkten Nachfolger, den Aposteln, hin zu den späteren Heiligen als Nachfolger *in imitatio*«<sup>54</sup> fügt.

Der Bogen wird [im ›Passional‹; K. P.] aber noch weiter gespannt bis zu den Rezipienten der Gegenwart; nicht nur, weil prinzipiell jede Heiligenlegende auch ein Nachfolgeauftrag an die Leser ist, sondern vor allem, da zum Abschluss einer jeden Legende die Rezipienten noch einmal konkret angesprochen werden, zu den jeweiligen Heiligen zu beten und sich an ihnen ein Beispiel zu nehmen, um selbst in die göttliche Ewigkeit einzutreten.<sup>55</sup>

Zwar weist auch das ›Passional‹ am Ende ein Gebet auf, das insofern ebenfalls Zeit in der Gegenwart des angerufenen Heiligen aufhebt und Präsenz herstellt. Doch der Präsengebrauch des ›Wilhelm‹ ist demgegenüber einer, der die Gegenwart seiner Rezipienten mit der der Figuren in der Diegese verbindet und die eine Zeit mit der anderen verknüpft. Grundsätzlich ist zwar für jede Legende

die Anbindung an die Geschichte bzw. die Geschichtlichkeit ihrer Protagonisten ein wesentliches Faktum. Zugleich aber wird mit dem in einen Anfang transformierten Ende des Lebens die Zeitlichkeit in Zeitlosigkeit, Historizität in transhistorische Ewigkeit überführt. Die Mirakel wiederum bieten eine Möglichkeit, ebendiese Zeitlosigkeit erneut rückzubinden an die Geschichtlichkeit. Denn hier wird vorgeführt, wie der Heilige in der Realität der Gläubigen wirkt, und zwar bis in die Gegenwart der Rezipienten hinein. Auf diese Weise wird eine Gleichzeitigkeit von Ewigkeit und Geschichte erzeugt, die über die Erzählung hinausweist [...].<sup>56</sup>

<sup>54</sup> Andreas Hammer: Ent-Zeitlichung und finales Erzählen in mittelalterlichen Legenden und Antilegenden, in: Udo Friedrich [u. a.] (Hgg.): Anfang und Ende. Formen narrativer Zeitmodellierung in der Vormoderne, Berlin 2013 (Literatur – Theorie – Geschichte 3), S. 173–198, hier S. 181.

<sup>55</sup> Hammer [Anm. 54], S. 181.

<sup>56</sup> Hammer [Anm. 54], S. 189 f.

Zahlreiche Heiligenlegenden führen »[...] die ewige Vergegenwärtigung ihrer Protagonisten vor, so dass Anfang und Ende konvergieren und jegliche zeitliche Strukturierung aufgehoben ist.«<sup>57</sup> Diese Aufhebung führt zu einer Vergegenwärtigung, die strukturell dem vergleichbar ist, was in diesem Beitrag am Präsengebrauch gezeigt worden ist, nämlich dessen Potential, mehrere Zeitpunkte synchronisieren zu können und damit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu verknüpfen. Diese Tendenz zur Synchronisierung ist wohlgemerkt an sich für legendarisches Erzählen alles andere als unüblich, denn es umfasst »stets Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft: Die an die Geschichte gebundene *memoria* muss zugleich in die Gegenwart der Gläubigen und darüber hinaus auf die immergültige Idealität und Vorbildhaftigkeit auch in der Zukunft verweisen. Das hat [...] Auswirkungen auf das narrative Konzept, das in gewissem Sinne entzeitlicht ist [...].«<sup>58</sup> Die ›frommen Romane‹, wie Armin Schulz die Gruppe der legendarischen Erzählungen genannt hat, die (wie auch der ›Wilhelm von Wenden‹) davon erzählen, dass der Protagonist oder die Protagonistin sich durch freiwillige Armut für die Herrschaft qualifizieren, setzen diese Entzeitlichung in einer spezifischen Form der Zirkularität um: Held oder Heldin verlassen ihren Ursprungsort und entäußern sich all dessen, was ihm oder ihr Identität verliehen hatte, um ein Leben in radikaler Entbehrung zu fristen. Aus dieser führt Gott die Figur, die Held, Herrscher und Heiliger zugleich ist, wieder an jenen Ort, der verlassen worden war, wobei es bei dieser Rückführung nicht um Restitution geht und die Position, die die Figur am Ende innehat, nicht mit der am Anfang identisch ist:

---

57 Hammer [Anm. 54], S. 197.

58 Andreas Hammer: Geschichtlichkeit und Exemplarizität. Die Viten des Bischofsheiligen Ulrich von Augsburg, in: Julia Weitbrecht [u. a.] (Hgg.): Legendarisches Erzählen. Optionen und Modelle in Spätantike und Mittelalter, Berlin 2019 (Philologische Studien und Quellen 273), S. 185–216, hier S. 191. Dass Synchronisierung auch in Texten der Chanson de Geste-Tradition als »Form der Welt Darstellung« (S. 229) begegnen kann, zeigt Susanne Reichlin am Beispiel des ›Willehalm‹ Wolframs von Eschenbach, wo Synchronisierung verstärkt zur »Bedeutungskonstitution« (S. 233) beiträgt. Susanne Reichlin: Retardierung, Kommentierung, Potentialisierung. Synchronisierungsmittel und Synchronisierungseffekte in Wolframs ›Willehalm‹, in: Susanne Köbele u. Coralie Rippl [Hgg.]: Gleichzeitigkeit. Narrative Synchronisierungsmodelle in der Literatur des Mittelalters und der Frühen Neuzeit, Würzburg 2015 (Philologie der Kultur 14), S. 199–233. Reichlin macht in ihrer Auseinandersetzung mit einer Szene des Textes darauf aufmerksam, dass [so beschreibe es die Forschung] – ähnlich wie in den hier untersuchten Beispielen – »der Erzähler analog zur ›Kamera‹ den Strang wechselt, dass es zu einem ›Durchblick‹ auf einen anderen Strang oder einem ›Fokuswechsel‹ kommt.« (S. 222, Anm. 85). Reichlin zitiert aus Hans-Hugo Steinhoff: Die Darstellung gleichzeitiger Geschehnisse im mittelhochdeutschen Epos. Studien zur Entfaltung der poetischen Technik vom ›Rolandslied‹ bis zum ›Willehalm‹, München 1964 (Medium Aevum 4), S. 27, 19, 32.



Anders als im hellenistischen Roman dient die Erzählstruktur nicht der Affirmierung und Restitution der bestehenden Ordnung, sondern vielmehr dazu, eine neue zu etablieren. Es kann daher keine vollständige Restitution der vertrauten und gesellschaftlich sanktionierten Zusammenhänge geben, sondern letztlich nur das Ausbrechen in die Transzendenz im Legendenschluss: eine temporäre Wiedervereinigung oder räumliche Rückkehr, die auf die Erhebung in den Heiligenstatus hinführt.<sup>59</sup>

Die ›frommen Romane‹ spiegeln das Paradoxon der Verknüpfung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft also gewissermaßen auf der Handlungsebene in einer Spiralstruktur:<sup>60</sup>

Die Protagonisten kommen am Ende der Handlung wieder dort an, wo die Handlung ihren Ausgang genommen hatte, doch da der Text von Heiligkeit erzählt, die Erzählung also zur Heiligkeit hinführt (die zu Beginn noch nicht vorhanden war), kann von wirklicher Zirkularität nicht die Rede sein. Die Figuren sind wieder am selben Ort, sind aber nicht mehr dieselben – und auch nicht mehr in derselben Zeit.

Worin nun die Besonderheit des hier untersuchten Textes sowohl gegenüber anderen ›frommen Romanen‹ als auch anderen Legenden zu bestehen scheint,<sup>61</sup> ist die spezifisch sprachliche Form der Präsenzerzeugung durch den Tempusgebrauch. Andreas Hammer stellt in seinen beiden Forschungsbeiträgen zu ›Entzeitlichung und finalem Erzählen in mittelalterlichen Legenden‹ von 2013 und ›Geschichtlichkeit und Exemplarizität‹ von 2019, u. a. am Beispiel verschiedener Fassungen der Ulrichslegende, verschiedene Erzählstrategien vor, Präsenz zu erzeugen. Ein Beispiel dafür ist die Verknüpfung von realpolitischen mit heils-

<sup>59</sup> Julia Weitbrecht: Keuschheit, Ehe und Eheflucht in legendarischen Texten. ›Vita Malchi‹, ›Alexius‹, ›Gute Frau‹, in: Askese und Identität in Spätantike, Mittelalter und Früher Neuzeit [Anm. 23], S. 131–154, hier S. 135.

<sup>60</sup> »Insbesondere geistliche Erzählungen (Biblepik, Legenden, Kurzerzählungen) stellen ein in narratologisch-temporaler Hinsicht äußerst ergiebiges und in der bisherigen Forschung bloß ansatzweise erforschtes Untersuchungsgebiet dar. Über die besprochenen Phänomene hinaus stellen geistliche Erzählungen insbesondere das Neben- und Ineinander verschiedener, logisch inkommensurabler Zeitstufen (Vergangenheit und Gegenwart) oder Zeitlogiken (Zeitlichkeit und Ewigkeit; Profangeschichte und Heilsgeschichte) dar. Man kann ein solches Nebeneinander von ungleichartigen Zeiten als ›Heterochronie‹ bezeichnen [...]«. Susanne Reichlin: Zeit – Mittelalter, in: Eva von Contzen u. Stefan Tilg (Hgg.): Handbuch Historische Narratologie, Berlin 2019, S. 181–193, hier S. 189. Reichlin setzt sich im Folgenden zwar eher mit dem Ineinander von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft auseinander als mit dem hier behandelten Durchlässigwerden narratologischer Ebenen, doch dürfte es kaum zufällig sein, dass gerade legendarische Erzählungen beide Phänomene aufzuweisen scheinen.

<sup>61</sup> Die Betonung liegt hier auf ›scheint‹ – eine genauere Untersuchung insbesondere der ›Guten Frau‹ und von ›Mai und Beaflo‹ scheint uns lohnend.

geschichtlichen Personen oder Ereignissen (wie der Klage gegen den Bayernherzog Arnulf oder der Warnung vor den Ungarn mit dem Erscheinen und Eingreifen berühmter Heiliger):

Er [Ulrich] nimmt [in Gerhards von Augsburgs Ulrich-Vita; K. P. & S.Z.] eine spezifische historische Situation auf, verbindet sie aber mit jenem ›Konzil‹ der Heiligen, an dem neben dem Apostel Petrus als Kirchenfürst mit Afra auch die Schutzheilige Augsburgs teilnimmt. Die realpolitische Gegenwart Ulrichs wird auf diese Weise mit dem Wirken früherer Heiliger verbunden, die aber dennoch gegenwärtig sind [...].<sup>62</sup>

Anders verfährt Berno von Reichenau in seiner Ulrich-Vita, in der er mit typologischen Verweisen arbeitet: »Indem Berno wiederholt geschichtliche Ereignisse in typologische Bezüge setzt, kann er zwischen Historizität und Exemplarizität vermitteln: Durch die Typologie ist Ulrich zugleich geschichtlich verankert *und* entzeitlicht.«<sup>63</sup> Sigismund Meisterlin hingegen fügt in seine Stadtchronik, in der er vom heiligen Bischof Ulrich erzählt, ein Gebet ein,<sup>64</sup> in dem er sich direkt an den Heiligen wendet und nimmt »im inserierten Gebet eine zeitenthobene, transhistorische Zeitmodellierung« vor.<sup>65</sup> In diese Beispielreihe von Vergegenwärtigungsverfahren scheint auch der Präsensgebrauch des legendarischen ›Wilhelm von Wenden‹ zu gehören, wenn er Zeit einerseits erzählerisch entfaltet, andererseits aber auch dadurch aufhebt, dass der zeitliche Abstand zwischen vergangenen Ereignissen innerhalb der Diegese und der Erzählgegenwart eingerissen wird.

Insgesamt zeigt sich damit, dass der Abstand zwischen vergangenen Ereignissen innerhalb der Diegese und der Erzählgegenwart in den Erzählungen auf unterschiedliche Weise vermindert und die Grenze damit durchlässig wird. Es stellt sich insofern die Frage, warum das Präsens im mittelhochdeutschen Erzählen nicht als narratives Präsens, also als durchgängiges Erzähltempus verwendet werden kann. Hier ist zwar nicht der Ort für eine abschließende Antwort auf diese Frage, aber zumindest eine Hypothese könnte sein: Eben weil im Rahmen des narrativen Präsens eine Perspektive eingenommen wird, die eine so deutliche Verschiebung, einen so deutlichen ›shift‹ voraussetzt, dass der Erzähler bereits ›als ein anderer‹ erzählt, als einer nämlich, der schon nicht mehr in der Gegenwart seines Publikums und in einer mit ihm geteilten Situation erzählt, sondern ganz in der Gegenwart der vergangenen Ereignisse anwesend ist, also anderswo

<sup>62</sup> Hammer [Anm. 58], S. 195.

<sup>63</sup> Hammer [Anm. 58], S. 202.

<sup>64</sup> URL: <https://daten.digitale-sammlungen.de/0009/bsb00090374/images/index.html?id=00090374&groesser=&fip=eayasdaseayaqrsyztseayaewqxdsydweaya&no=55&seite=177> (Aufrufdatum: 25.03.2021).

<sup>65</sup> Hammer [Anm. 58], S. 215 f.

und anderswann erzählt. Untersuchungen zu mittelhochdeutschen Ich-Erzählern<sup>66</sup> legen dagegen nahe, dass innerhalb des mittelalterlichen Erzählens nur in seltenen Ausnahmefällen (wie z. B. Boccaccios Roman ›Fiammetta‹) das ›Erzählen als ein anderer‹, also das Erzählen als fiktionaler Erzähler,<sup>67</sup> praktiziert wird. Vielleicht sind die Gründe dafür, dass keine längere durchgängige und fiktionale Ich-Erzählung im mittelhochdeutschen Erzählen entsteht, also denen verwandt, die dafür ursächlich sind, dass dieses auch kein narratives Präsens kennt: Weil Autoren mittelhochdeutscher Erzähltexte zwar durchaus versiert und routiniert fiktionale Geschichten erzählen, dies aber nicht in der Rolle eines anderen, nicht also als ein anderer tun.

Genau das aber tut, wer – wie ein Schauspieler – sich als ein Ich präsentiert, das er selbst gar nicht ist, oder wer zu seinem Publikum aus einem ›Jetzt‹ heraus spricht, das nicht das der Zuhörer ist, weil es in Wirklichkeit das ›Jetzt‹ der Diegese, das ›Jetzt‹ der Figuren ist, also zum Beispiel Winter<sup>68</sup> (während für das

---

**66** So z. B. die von Sonja Glauch, die die Grenze zwischen Dichter-Ich und Figuren-Ich untersucht und in diesem Zusammenhang die These entwickelt, dass »die Ich-Erzähler als Erzählende schwach profiliert [sind], und als Erlebende verschwimmt ihre Kontur im Beispielhaft-Allgemeinen. Hier zeigt sich deutlich eine Abweichung von der Erwartung, dass die Ich-Rede für die Gestaltung von Autoreflexivität und den Ausdruck von Subjektivität prädestiniert sein sollte. [...] Und die zweite Abweichung von den modernen Verhältnissen besteht in der Identität der Ich-Erzähler: denn wo immer eine Identität überhaupt erkennbar ist, vor allem aufgrund von Namensnennungen, hat der Ich-Erzähler keine erfundene Identität.« Sonja Glauch: Ich-Erzähler ohne Stimme. Zur Andersartigkeit mittelalterlichen Erzählens zwischen Narratologie und Mediengeschichte, in: Harald Haferland u. Matthias Meyer (Hgg.): Historische Narratologie. Mediävistische Perspektiven, Berlin u. New York 2010 (Trends in Medieval Philology 19), S. 149–185, hier S. 178. Das führt sie u. a. darauf zurück, dass der Autor die Autorität über seinen Text nicht abzutreten bereit ist: »Einen Erzähler fingieren heißt also eine fremde Stimme fingieren. Dies aber heißt, die auktorielle Hoheit über die Erzählung abtreten zu müssen, sie sogar deutlich und offenkundig abtreten zu müssen, denn eine Stimme, die wie die des Autors klingt, wird nicht leicht für eine fremde gehalten werden. Der Wesenskern der mittelalterlichen Ich-Erzählung liegt nun aber darin, dass Erfahrung und dichterische Meisterschaft in ein und derselben Person zur Deckung kommen und ihr eine doppelte Autorität verleihen. Diese Konstellation stemmt sich gegen die Idee, eine fremde Stimme und Identität im Text zu installieren.« Ebd., S. 179.

**67** Dieses ist wohlgemerkt nicht zu verwechseln mit fiktionalem Erzählen, in dessen Rahmen Erzählgegenstände fiktionalisiert werden.

**68** Ob die Jahreszeitenlieder des Minnesangs die Jahreszeiterfahrung des Publikums bestätigen oder brüskieren, wissen wir nicht und die Forschungspositionen dazu weisen keine Übereinstimmung in ihrer Einschätzung auf. Vgl. Jan-Dirk Müller: Jahreszeitenrhythmus als Kunstprinzip, in: Peter Dilg [u. a.] (Hgg.): Rhythmus und Saisonalität, Sigmaringen 1995 (Veröffentlichungen des Mediävistenverbandes, Bd. 4, Kongreßakten des 5. Symposiums des Mediävistenverbandes in Göttingen 1993), S. 29–47; Ludger Lieb: Die Eigenzeit der Minne. Zur Funktion des Jahreszeitentopos im Hohen Minnesang, in: Beate Kellner [u. a.] (Hgg.): Literarische Kommunikation und soziale Interaktion. Studien zur Institutionalität mittelalterlicher Literatur, Frankfurt/Main 2001

Publikum die Sonne scheint) oder früher Morgen (während über dem Publikum die Sterne funkeln). Träfe zu, dass die Erzähler mittelhochdeutscher Erzähltexte solche Formen der Rollenübernahme zumindest im Rahmen längerer Erzähltexte eher scheuen, wäre das wohl aus der Vortragssituation zu verstehen: Man bleibt als Erzähler lieber in einer mit dem Publikum geteilten Situation. Mittelalterliches Erzählen ist ganz prinzipiell, grundsätzlich und offenbar auch strukturell ein »Erzähltypus, der ›Kommunikation unter Anwesenden‹ voraussetzt oder voraussetzen scheint.«<sup>69</sup> Genau das – Gemeinschaft mit dem Publikum – aber kann weder die autodiegetische Erzählform noch das vorgetragene narrative Präsens herstellen. Denn in der vor Publikum vorgetragenen Erzählung soll ja die Suggestion entstehen können, nicht nur der Erzähler, sondern sogar der Autor spreche zum Publikum.<sup>70</sup> Diese Suggestion wird nicht nur durch einen autodiegetischen Erzähler gestört, der dem Vortrag den Charakter eines Schauspiels verleiht und so den Erzähler, der ja nicht nur erzählendes, sondern gleichfalls erlebendes Ich ist, aus der geteilten Vortragssituation in die Welt der ›Diegese‹ drängt. Auch das

---

(Mikrokosmos: Beiträge zur Literaturwissenschaft und Bedeutungsforschung 64), S. 183–206; Katharina Philipowski: *die werlt ist uf den herbest komen*. Vom Natureingang zur Jahreszeiten-Allegorie in der Lyrik des 13. bis 15. Jahrhunderts, in: Sonja Glauch [u. a.] (Hgg.): Projektion – Reflexion – Ferne. Räumliche Vorstellungen und Denkfiguren im Mittelalter, Berlin u. Boston 2011, S. 85–119; Daniel Eder: *Der Natureingang im Minnesang*. Studien zur Register- und Kulturpoetik der höfischen Liebeskanzone, Tübingen 2016 (Bibliotheca Germanica 66).

**69** Jan-Dirk Müller: ›Episches‹ Erzählen. Erzählformen früher volkssprachiger Schriftlichkeit, Berlin 2017 (Philologische Studien und Quellen 259), S. 13.

**70** Florian Kragl arbeitet in der Beschreibung des Mechanismus, der ursächlich dafür ist, dass die Vortragssituation die Möglichkeiten der textinternen Aussageinstanz hinsichtlich ihrer Fiktionalität und ihrer Autonomie immer schon begrenzt, mit dem Begriff der ›Schwächung‹: »Der mittelalterliche Text hat weder einen starken Autor(-Erzähler), noch verfügt er über starke, gleichsam autonome Erzähler. Die reale Stimme, die ihn spricht – das heißt: vorträgt –, ist eine schwache Stimme, weil sie nicht notwendig, wohl sogar: in den häufigeren Fällen nicht die Stimme dessen oder derer ist, der oder die den Text produziert hat oder haben. Die implizite Stimme des Textes wird davon aber, und dies ist die paradoxe Figur, nicht gestärkt, sondern ebenfalls geschwächt, weil ihre textimmanente Entfaltung von der Präsenz der realen Sprecher- oder Sängerstimme gestört wird. Folge ist, dass es in der Regel keine oder nur eine schwache, gleichsam schwundstufige Individuation einer fiktionalen Erzählerstimme geben kann [...].« Florian Kragl: Autor und Erzähler – Mittelalter, in: Eva von Contzen u. Stefan Tilg (Hgg.): *Handbuch Historische Narratologie*, Berlin 2019, S. 82–93, hier S. 89. Man könnte stattdessen allerdings auch von ›Rückgebundenheit‹ der ›Diskursfunktionen‹ (der Begriff stammt von Seraina Plotke: *Die Stimme des Erzählens. Mittelalterliche Buchkultur und moderne Narratologie*, Göttingen 2017, S. 222) an die Vortragssituation sprechen. Sie verhindert nicht nur die Entstehung einer fiktionalen Erzählerstimme (und damit die wichtigste Voraussetzung jenes Ich-Erzählens, das seit dem 16. Jahrhundert den Erzähler von der Schnittstelle zum Publikum zu einer literarischen Figur werden lässt), sondern mutmaßlich auch die Entwicklung eines Erzählens im narrativen Präsens.

narrative Präsens stört die Gemeinschaft zwischen dem Erzählenden und seinem Publikum, indem es das Jetzt der geteilten Vortragssituation durch die Behauptung eines Jetzt der Figuren dementiert. Das Präsens fordert überdies dadurch, dass es direkt anspricht, die Zuhörenden zur Stellungnahme auf und verweigert ihnen die geruhende Distanz, die die Diegese schafft. Mit dem Verweis auf ein Referenzsystem des Hier und Jetzt setzt das Präsens implizit die Stimme eines Sprechers voraus. Diese Präsenz der Erzählerstimme verhindert, dass sich die Ereignisse selbst erzählen können (Benvenistes *histoire*), da die *discours*-Ebene immer implizit präsent ist.<sup>71</sup> Die Präsens-Formen im ›Wilhelm von Wenden‹ können daher nicht erzählen, sondern nur berichten.

Aus diesen Beobachtungen zum Präsensgebrauch lässt sich gleichzeitig die Hypothese ableiten, welche Voraussetzungen für die Etablierung eines narrativen Präsens als Erzähltempus gegeben sein müssen. Damit ein Präsens zum narrativen Präsens werden kann, scheinen historisch zwei Entwicklungen notwendig: Eine Entkopplung der Diegese vom *discours*-Jetzt und der damit verbundenen Kommunikationssituation, wie sie sich bereits im Mittelhochdeutschen an einigen Beispielen der Verselbständigung der Handlung voraussehen lässt, und eine Entkopplung von Autor und Erzähler bzw. vor allem offenbar der Entstehung einer fiktionalen Erzählerinstanz.<sup>72</sup> Gerade historische Untersuchungen dieser beiden Aspekte sollten damit nicht nur zu einem Verständnis mittelalterlichen Erzählens im Präsens, sondern auch zu einer Erklärung der Entwicklungslogik von Erzähltempora führen können – zu einer Geschichte des narrativen Präsens.

**Anmerkung von Katharina Philipowski:** Mein Dank gilt dem Altgermanistischen Kolloquium an der HU Berlin unter der Leitung von Andreas Kraß und Lea Braun, in dem ich Gelegenheit hatte, die Grundüberlegungen zu diesem Beitrag vorzustellen, außerdem Amelie Bendheim und Martin Sebastian Hammer, die mir im Rahmen einer Sektion auf dem Germanistentag 2019 in Saarbrücken die Möglichkeit boten, einen Vortrag zum Thema zu halten. Profitiert hat dieser Beitrag auch von den Anregungen Judith Klingers, der an dieser Stelle dafür herzlich gedankt sei.

<sup>71</sup> Vgl. auch Willi [Anm. 19], S. 253 f. zum Präsensgebrauch im Homerischen Epos.

<sup>72</sup> Vgl. hierzu u. a. Glauch [Anm. 66], S. 161 mit ihrer These, dass »fiktive Erzähler (in dem Sinne, in dem sie in der modernen Literatur allgegenwärtig sind) im Mittelalter überhaupt nicht vorkommen«.